
ALLES „CHIKA“?
WERTEWANDEL IN DER
HISTORISCHEN PERSPEKTIVE

Rezension von: Taichi Sakaiya,
Chika Kakumei –
Die Geschichte der Zukunft.
Der japanische Megaseller über die
Zukunft von Wirtschaft und
Gesellschaft,
deutsch von Werner W. Grau,
Econ Verlag, Düsseldorf u. a. 1994,
391 Seiten.

In einer Zeit, die von vielen als Umbruchsituation empfunden wird, erfährt eine Veröffentlichung, die beansprucht, die „Geschichte der Zukunft“ zu beschreiben, naturgemäß besondere Aufmerksamkeit. Dies umso mehr, als es sich beim Autor nicht nur – wie es im Klappentext heißt – um den „einflußreichsten Denker Japans“, sondern auch um einen ehemaligen Mitarbeiter des legendären japanischen *Ministry of International Trade and Industry* (MITI) handelt, jener weitsichtigen Organisation, der ein maßgeblicher Anteil am rapiden japanischen Wirtschaftsaufschwung der Nachkriegszeit zugesprochen wird. In mehreren Sprachen übersetzt nähert sich die weltweite Auflage dieses Buches mittlerweile der Millionengrenze mit der Folge, daß der Begriff „Megaseller“ in den Untertitel der nun vorliegenden deutschen Ausgabe bereits werbewirksam eingeflossen ist. Erstmals erschien „Chika Kakumei“ 1985 im japanischen Original. Für die deutsche Ausgabe hat der Autor neues Material eingearbeitet und einige Kürzungen im Hinblick auf die Interessenlage der deutschen Leser vorgenommen.

Die Grundthese des Buches ist, daß wir uns an der Schwelle eines

grundsätzlich neuen Zeitalters befinden, in dem nichts mehr so sein wird, wie wir es als „Kinder des Industriezeitalters“ gewöhnt sind. Noch völlig gefangen in der auf der industriellen Produktionsweise beruhenden Gesellschaft erkennen wir nicht die vielfältigen Veränderungen in der gesellschaftlichen Gesamtstruktur, die Taichi Sakaiya zufolge notwendigerweise auf eine „neue Gesellschaft“ hinauslaufen. Deren oberstes Ziel wird nicht mehr die Vermehrung der Zahl der erreichbaren Güter und die Maximierung des Ertrages sein, sie wird vielmehr als Resultat einer „chika Revolution“ von einer „postmodernen Ästhetik“ des „leicht, dünn, schmal, handlich, flexibel“ im Gegensatz zu der Überflufmentalität des Industriezeitalters („schneller, größer, mehr“) geprägt sein (S. 64 und 105).

Wie der Übersetzer im Vorwort mitteilt, kann das japanische „chi“, welches in dem zur Kennzeichnung des neuen Zeitalters benutzten Begriffs „chika“ steckt, – abhängig vom jeweiligen Text- und Verwendungszusammenhang – sowohl „Wissen“, „Weisheit“, „Kenntnis“, „Bekanntheit“ als auch „Intelligenz“, „Bildung“, „Erfahrung“ bedeuten (S. 9). Für den Titel der amerikanischen Ausgabe wurde „Chika Kakumei“ dann auch mit „Knowledge-Value Revolution“ zu übersetzen versucht. Das herausragende Element einer „chika-Gesellschaft“ sieht Taichi Sakaiya also in der Herausbildung einer neuen Wertehierarchie, in der wachsender materieller Wohlstand nicht mehr als Voraussetzung größeren Glücks gesehen, sondern im Gegenteil zunehmend deren gegenseitige Unvereinbarkeit erkannt wird (S. 57). Ursache hierfür ist der „empathetische Impuls“ der Menschen, ein „instinktiver Antrieb“, der signalisiert, „seltene Dinge zu schonen und dafür das zu nutzen, was es in Fülle gibt“ (S. 39f.).

Um diese Auffassung zu untermauern, geht Taichi Sakaiya bis in die An-

tike zurück, die er in vielerlei Hinsicht als grundsätzlich wesensverwandt mit unserer heutigen Industriegesellschaft sieht. Die agrikulturelle Revolution als Geburtsstunde der Gesellschaft der frühen Antike führte zu einer enormen Produktionssteigerung bei agrarischen Produkten. Das wachsende, in seiner Quantität völlig ungewohnte Angebot bewirkte eine Veränderung der gesellschaftlichen Wertestruktur: „Die neue Situation stimulierte den emphathetischen Impuls des Menschen, seinem Eigennutz zu folgen, so daß sich seine Aufmerksamkeit immer mehr den Gütern dieser Welt zuwandte“ (S. 121). Daher wurde „die epikureische Philosophie des Genießens und das Streben der chinesischen Legalisten nach Pragmatismus“ zum Ausdruck jener Zeit (S. 125).

Mit dieser Hinwendung auf den Besitz materieller Güter wurde aber gleichzeitig bereits der Keim für die nächste grundlegende Transformation der Gesellschaft gelegt, da permanente Konsumsteigerungen früher oder später an natürliche Grenzen stoßen. Diese wurden um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. durch die wachsende Knappheit von Arbeitern (Sklassen), Land und Energie (Holz als Brennmaterial) offensichtlich. Hiermit wuchs die Einsicht, daß die „Zeiten der Fülle“ vorbei waren. Der „empathetische Impuls“ bewirkte angesichts dieser für alle sichtbaren Grenzen nun eine Abschwächung des Dranges nach materiellen Gütern bei einer gleichzeitigen Aufwertung einer den neuen Bedingungen angepaßten asketischen Geisteshaltung, welche für Taichi Sakaiya den Umbruch von der Antike zum Mittelalter einleitete. Letztere charakterisiert er mit der Kurzformel „Mangel an Gütern, Überfluß an Zeit“. Es wird als Epoche beschrieben, in der die Menschen nicht mehr daran glaubten, daß materieller Überfluß das individuelle Lebensglück steigert und das Erzeugen materiellen Überflusses ein ehrenwertes und moralisches Ziel ist.

Vielmehr entwickelte sich ein Hang zum Antiintellektualismus und zur Mystik, verbunden mit einem Erstarken von Religionen. Als deutlicher Ausdruck dieser Geisteshaltung kann nach Sakaiya beispielsweise das völlige Fehlen von mittelalterlichen Organisationen gewertet werden, die auf den Erwerb materieller Güter und Waren ausgerichtet waren (S. 240).

Das Ende des Mittelalters wiederum wurde durch eine Steigerung des Angebots an Gütern, ausgelöst durch das Aufkommen neuer Arbeitsmaterialien aus Eisen, eingeleitet, ohne daß die Menschen dies bewußt angestrebt hätten: „Als die mittelalterlichen Gesellschaften, zu deren Grundverständnis die relative Nichtigkeit irdischer Güter gehörte, ein zunehmendes Wachstum des Materiellen erfuhren, entstand aus der neuen Situation eine Krise: Der Gefühlsimpuls drängte den Menschen, das zu gebrauchen, was es in Fülle gab – und damit war die Bühne bereit für einen Wertewandel“ (S. 248f.).

Die anschließende Neuzeit ähnelt in vielem der Antike, vor allem in der Abwendung von der asketischen mittelalterlichen Philosophie und der Hinwendung zu einer Hochschätzung materieller Güter unter der Devise „mehr ist besser“ (S. 59). Ihren Höhepunkt erfuhr diese „Kultur der Verschwendung“ infolge der industriellen Revolution, die historisch einmalige Produktionssteigerungen ermöglichte, und durch die Entdeckung riesiger Ölvorkommen, die das Energieproblem lösten. Je preiswerter sich einzelne Länder diese Energie beschaffen konnten, desto höher fielen nachweislich deren Wachstumsraten des Sozialprodukts aus. Taichi Sakaiya rechnet vor, daß das reale jährliche Wachstum seit Christi Geburt durchschnittlich nur 0,2% betrug, während in der „Nachkriegs-Petroleumkultur“ Wachstumssteigerungen von jährlich über 10% keine Seltenheit mehr waren (S. 27 ff.). Infolge dieser scheinbar

grenzenlosen Produktionssteigerung wurde der massenhafte Verbrauch von Waren zum Selbstzweck und entwickelte sich zum „spirituellen Kern“ der Industriegesellschaft (S. 47). Als knappes Gut erwies sich bei dieser gigantischen Produktionssteigerung vor allem die menschliche Arbeitskraft, so daß deren Einsparung geradezu zur Voraussetzung weiteren Wachstums wurde: „Die Bedingungen der Nachkriegszeit (...) verhalf (sic!) einer Konsumphilosophie zum Aufstieg, nach der es vernünftig und sogar ‚schick‘ war, Unmengen von Waren und Ressourcen zu verbrauchen, während jede Anstrengung unternommen wurde, um Arbeitskraft einzusparen“ (S. 52 f.).

Taichi Sakaiya sieht heute untrüglige Zeichen dafür, daß die Neuzeit mit ihrer sie charakterisierenden Verschwendungsideologie in Begriff ist, durch ein „neues Mittelalter“ abgelöst zu werden, das von der Einsicht in die Begrenztheit natürlicher Ressourcen und durch wachsende Umweltprobleme geprägt wird: „Daß unser unbändiger Hang zu mehr Verbrauch von Energie, Material und Lebensmitteln während der achtziger Jahre zu erlahmen begann, bedeutet, daß die eigentlichen, das allgemeine Verhalten bestimmenden Normen der Industriegesellschaft an Glaubwürdigkeit verloren haben. (...) Dieser Wandel, einmal ins Werk gesetzt, bedeutet das Ende der Industriegesellschaft und das Entstehen einer neuen Gesellschaftsform“ (S. 106 f.).

Wie sieht diese „neue Gesellschaftsform“ nun aus, welche Perspektiven ergeben sich aus den langfristigen Analysen der menschlichen Zivilisation, wie sie Taichi Sakaiya betrieben hat? Für ihn steht fest, daß der „empathetische Impuls“ des Menschen angesichts der Ressourcen- und Umweltproblematik eine neue „antimaterialistische Kultur“ hervorbringen wird, deren Umrisse er festzuhalten sucht. Hinsichtlich der verschiedenen Attribute dieser neuen Gesellschaft

schwankt der Rezensent zwischen Sympathie und Ablehnung, auch wenn sich bei Taichi Sakaiya selbst eine durchwegs optimistische Zukunftssicht findet.

Ein Charakteristikum der neuen Zeit sieht Sakaiya in einer erneuten Abkehr vom „rationalistischen Denken“, das sich heute am augenfälligsten in der Ausbreitung metaphysischer Bewegungen in allen entwickelten Ländern zeige (S. 258 f.). Die Übersättigung mit materiellen Gütern ließe eine Sehnsucht nach „geistigen Gütern“ und nach einer anderen Lebensqualität virulent werden: Die Bedürfnisse der Menschen begännen sich infolge eines Geschmacks- und Wertewandels zu ändern. Hieraus folgt für Taichi Sakaiya eine sich wandelnde Nachfrage nach Produkten: Nicht mehr Güter aus Massenproduktionen werden seiner Ansicht nach künftig gefragt sein, sondern auf den einzelnen abgestimmte, stark diversifizierte Produkte.

Als Ausdruck dieser neuen Präferenzen führt er beispielsweise die Tatsache an, daß es in Japan vor wenigen Jahren nur acht standardisierte Behälter gab, in die Bier abgefüllt wurde, heute aber bereits 136 (S. 272). Dieses „Phänomen der Diversifikation“ unterminierte die Vorherrschaft großer Konzerne zugunsten von kleineren Unternehmen, die durch Kleinserien dieses veränderte Nachfrageverhalten besser befriedigen könnten, und sei von einer Aufwertung der menschlichen Arbeitskraft und der menschlichen Kreativität begleitet, da industriell produzierte Massenwaren grundsätzlich an Attraktivität verlieren würden.

In Zukunft werde es von entscheidender Bedeutung sein, daß – und hier kommt der eingangs erläuterte Begriff ins Spiel – Produkte „chika“ haben, sie also anzeigen, daß ihr Besitzer „sich auf der Höhe der sozialen Subjektivität“ befindet (S. 281). In der Produktion von „chika“ sieht Sakaiya

daher auch „die wichtigste Quelle ökonomischen Wachstums und der Unternehmensgewinne“ in der Zukunft. „Chika“ wird als der Wert oder Preis definiert, „den eine Gesellschaft dem zugesteht, was sie als schöpferisches Wissen ansieht“ (S. 282). Qualität rückt an die Stelle von Quantität. Anstatt immer mehr Güter anzuhäufen, wird man sich dieser Auffassung nach in Zukunft mit weniger, dafür aber teureren Gütern „begnügen“, die eine viel längere Zeit des Gebrauchs einschließen. Der Preis einer Ware wird demnach immer weniger von den eingesetzten Rohmaterialien, der Arbeit oder den Maschinen abhängen, sondern zunehmend von „chika“, also dem Design, der Technologie und dem Produktimage bestimmt sein mit der Folge, daß die Bedeutung von Marketing weiter zunehmen wird. „Chika“ ist also ein Wertzuschlag auf die reinen Herstellungs- und Entwicklungskosten.

Hieraus schließt Taichi Sakaiya, daß die „herkömmliche ökonomische Auffassung ‚Die Fabrik steht im Mittelpunkt der Wertschöpfung‘ nicht länger gilt“ (S. 287). Demzufolge wird es zukünftig unmöglich sein, den Wert einer Ware auf reale Größen – etwa auf die enthaltene Arbeit oder die Einsatzstoffe – zurückzuführen. Vielmehr ist die subjektive Einschätzung der Qualität eines Designs bzw. des Images, das ein Produkt vermittelt, letzte Ursache des Preises, der im Falle von „chika-Produkten“ „transitorischer Natur“ ist. Sobald das Image des Produktes sinkt, verschwindet auch der „chika“-Wert. Mit dieser Auffassung weist Taichi Sakaiya die neoklassische Preistheorie wie auch die Marx'sche Arbeitswertlehre zurück.

„Chika“ entsteht also als Nebenprodukt des Strebens nach gesellschaftlicher Unterscheidung, ein Verhalten, das bereits um die Jahrhundertwende der amerikanische Ökonom und Soziologe Thorstein Veblen in den Mittelpunkt seiner Gesellschaftstheorie

gestellt hatte (1). Während Veblen, der vor dem Hintergrund einer Mangelsituation schrieb, hiermit eine unmoralische Verschwendung von Ressourcen verbunden sah, die er dementsprechend geißelte, nimmt Taichi Sakaiya nun auf der Grundlage einer Überflußgesellschaft eine Umwertung dieses Verhaltens vor, indem er als deren Folge eine Entwicklung zu immer umfangreicheren Produktdiversifikationen prophezeit, die ihrem Wesen nach mit steigendem Arbeitseinsatz verbunden sind (S. 308f.) – eine Botschaft, die in den von Massenarbeitslosigkeit gekennzeichneten Industriegesellschaften gerne gehört wird.

Die entstehende „chika-Kultur“ sieht Taichi Sakaiya mit weiteren positiven gesamtgesellschaftlichen Effekten verbunden. Zum einen wird sich die Trennung von Kapital und Arbeit, die infolge der industriellen Massenproduktion entstanden war, wieder aufheben, da für die Produktion von „chika“ Kapital, Anlagen und eine umfangreiche materielle Ausstattung weniger wichtig sind als „Wissen, Kenntnisse, Erfahrung und Gespür derjenigen, die sich damit kreativ befassen“ (S. 321). Typische „chika“-Produzenten sind daher nach Ansicht des Autors gleichzeitig Besitzer und Arbeitnehmer, die in der Regel dem gesellschaftlichen Mittelstand angehören. Hieraus folgt eine Tendenz zur Nivellierung der Einkommen, da die Basis für überproportional hohe Einkommen – nämlich Massenproduktion und Massenkonsum – schwindet. Mit einer Metapher versucht Taichi Sakaiya seine Vorstellungen von der kommenden Zivilisation zu verdeutlichen: „Wenn man von einer für die Industriegesellschaft typischen Organisation sagen kann, sie ähnele einem Symphonieorchester, dann gleicht die für die *chika*-Gesellschaft typische Organisation in ihrer Struktur mehr einer Jazzband“ (S. 326).

Abschließend erörtert Taichi Sakaiya, welches Land bisher die besten

Voraussetzungen für das Entstehen einer „chika-Kultur“ aufweist. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, daß die USA an der Spitze der „chika“-Revolution marschieren, da sie die „freiester Wettbewerbsgesellschaft der Welt“ hätten, ein System, „das am besten auf Wandel eingerichtet ist und darauf, auf die Bedürfnisse seiner Menschen zu reagieren“ (S. 378). Auch wenn er die klassische Einteilung der Wirtschaft in den primären, den sekundären und den tertiären Sektor für überholt hält, da die „chika“-produzierenden Bereiche hiermit nicht erfaßt werden können, führt er als Beleg die Tatsache an, daß 90% der seit den achtziger Jahren in Amerika geschaffenen Arbeitsplätze dem tertiären Sektor bzw. Dienstleistungsbereich zuzurechnen sind und somit die „Aushöhung der Industrie“ als Kennzeichen der „chika-Revolution“ hier bereits am weitesten fortgeschritten ist. Ebenso attestiert er den Amerikanern, vor allem den jungen, daß für sie Gehaltsfragen nur noch zweitrangig seien, an erster Stelle dagegen zähle für sie, ob die ausgeübte Tätigkeit „Stil“ habe: „Ein subjektiver Lebensstil wird für viel wichtiger gehalten als üppiger materieller Konsum“ (S. 379).

An dieser Stelle verläßt der Autor den Boden wissenschaftlich-seriöser Argumentation und begibt sich vollends in das Reich der Spekulation. Zu sehr läßt sich Taichi Sakaiya von einer optimistischen Sicht der Zukunft tragen, so daß mögliche Probleme, Hemmnisse und Widerstände auf dem Weg zur beschworenen „chika-Kultur“ nicht thematisiert werden. Angreifbar ist vor allem die Position, daß sich eine neue Gesellschaft, eine glückliche Zukunft, eine „Welt urbaner Mittellage“ (S. 322) quasi „von alleine“ einstellt, ohne daß dafür wirtschaftspolitische Weichenstellungen erforderlich sind. Inwieweit aktuelle, die heutigen Industriegesellschaften bedrohende Entwicklungen wie Massenarbeitslosigkeit, wachsende Armut,

zunehmende Einkommens- und Vermögensungleichgewichte die Entstehung einer „chika-Kultur“ tangieren, bleibt unangesprochen.

Während Jean Fourastié in seinem in vielerlei Hinsicht vergleichbaren Zukunftsentwurf aus den späten vierziger Jahren (2), in dem die Herausbildung einer Dienstleistungsgesellschaft als „Große Hoffnung des 20. Jahrhunderts“ beschrieben wird, gleichzeitig eine Analyse der Vorbedingungen vorgelegt hat, die erfüllt sein müssen, damit es nicht zu einer anhaltenden „tertiären Krise“ kommt, fehlt eine solche kritische Perspektive bei Taichi Sakaiya völlig. Dies, obwohl eine steigende Nachfrage nach „chika-Produkten“ erklärtermaßen eine „wohlhabende Gesellschaft“ (S. 306) voraussetzt, die aber gerade durch die reale Entwicklung in den Industrieländern zunehmend in Frage gestellt wird, da das relativ hohe Einkommensniveau durch Massenarbeitslosigkeit und Realeinkommenseinbußen bei breiten Bevölkerungsteilen unter wachsenden Druck gerät.

Die Argumentation, daß „chika-Werte“ vor allem in Kleinbetrieben hervorgebracht werden, die Großindustrie also zunehmend auseinanderfallen und es somit zu einer Wiedervereinigung von Kapital und Arbeit kommen wird, kann ebenfalls nicht überzeugen. Computergestützte Produktionsverfahren ermöglichen eine steigende Befriedigung auch spezieller und ausgefallener Konsumentenwünsche, so daß Güter, die dem Demonstrationsbedürfnis genügen, nicht notwendigerweise in Kleinbetrieben hergestellt werden müssen. Auch können durch organisatorische Änderungen Konzerne neu strukturiert werden, so daß kleinere Produktionseinheiten entstehen, ohne daß sich an den Eigentumsverhältnissen etwas ändert (3).

Darüber hinaus stellt sich die Frage, ob das Vordringen von „chika“-Produkten nicht zu einem Mehr an Produktion führt. Einerseits kennzeichnet

Taichi Sakaiya zwar das neue Zeitalter mit Attributen wie „leicht, dünn, schmal, handlich“ und kritisiert auch die heute zu beobachtende „Übersättigung mit Gütern“ (S. 265), andererseits spricht er selbst von einem „Overkill intellektueller Protzerei“ in der kommenden „chika-Kultur“, der sich beispielsweise darin zeige, daß Produkte Funktionen aufweisen würden, „die ein Kunde selten benutzt oder braucht“, nur um das „Image von Produkten hochzujubeln“ (S. 310). Es war genau diese Art von Demonstrationskonsum, die Veblen als Verschwendung gebrandmarkt hatte.

Auch weisen die Ausführungen zur „transitorischen Natur von *chika*“ eher in Richtung eines „Mehr“ als eines „Weniger“, denn wenn sich ein Image schnell verbraucht, muß dieser Logik folgend ständig ein neues her – und dies ist notwendigerweise mit Produktion verbunden. Dies gibt Taichi Sakaiya auch unumwunden zu, wenn er in einem anderen Zusammenhang euphorisch betont, daß sich aus diesem Umstand „Möglichkeiten unbegrenzten Wachstums“ (S. 315) eröffnen und die Wechselhaftigkeit zur immerwährenden Konstante der *chika*-Gesellschaft wird (S. 303).

Auch wenn die visionäre Kraft des vorliegenden Buches beeindruckt und in der Grundtendenz einiges für den diagnostizierten Epochenwandel sprechen mag, so bleiben doch zu viele Fragen offen, Widersprüche unbemerkt und Einzelheiten der neuen Gesellschaft im dunkeln. Der vorliegende Band wäre daher durch einen

weiteren zu ergänzen, in dem auf der Grundlage der unterstellten Herausbildung einer „chika-Kultur“ krisentheoretisch verschiedene Entwicklungsszenarien analysiert werden, um vor diesem Hintergrund wirtschaftspolitische Handlungsoptionen erörtern zu können.

Unter Berücksichtigung der momentanen Entwicklung in fortgeschrittenen Industriegesellschaften scheint eine „chika-Revolution“ eher auf eine Gesellschaft hinauszulaufen, in der eine schlecht bezahlte Schicht von „chika“-Produzierenden einer wohlhabenden Schicht von „chika“-Konsumenten gegenübersteht. Dies ist sicher nicht das Zukunftsbild von Taichi Sakaiya. Um dies zu unterstreichen, hätte er jedoch seine Ausführungen durch eine krisentheoretische Analyse mit daraus abgeleiteten wirtschaftspolitischen Handlungsoptionen fundieren müssen. Von selbst und ohne ein bewußtes Wollen und Hinsteuern wird sich jedenfalls keine „schöne neue Welt“ entwickeln!

Norbert Reuter

Anmerkungen

- (1) Vgl. hierzu sein populärstes Werk: Veblen, Thorstein, Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen (1899; München 1981).
- (2) Vgl. Fourastié, Jean, Die große Hoffnung des 20. Jahrhunderts (1949; Köln-Deutz 1954).
- (3) Vgl. hierzu beispielsweise Chandler, Alfred D., The Visible Hand. The Managerial Revolution in American Business (Cambridge, Mass., London 1977).